

Elbeblatt

für

Miesa, Strehla und deren Umgegend.

N^o 42.

Dienstag, den 16. October

1855.

Die Möglichkeit des Friedens.

Die Möglichkeit des Friedens beruht auf dem Bedürfnisse desselben, und man darf wohl behaupten, daß dieses Bedürfnis bis zu einem gewissen Grade nicht minder am Hofe von St. Petersburg, wie im westlichen Europa gefühlt wird. Preußen ist bekanntlich vom Anfange an dem Kriege gegen Rußland abhold gewesen, und hat behufs der Wiederherstellung des Friedens bald hier, bald da seine guten Dienste, obwohl immer ohne Erfolg, angeboten. Ja, noch ganz neuerlich, unmittelbar nach der Katastrophe von Sebastopol, soll es an den westmächtlchen Höfen sich zu Friedensvermittlungen erboten haben, und wenn dies von den officiellen Federn des preussischen Cabinets auch entschieden in Abrede gestellt worden ist, so paßt ein solcher Schritt doch gar zu sehr zu der bisherigen Haltung Preußens, als daß er als ganz aus der Luft gegriffen betrachtet werden könnte.

Oesterreich ist des Friedens im hohen Grade bedürftig. Trotz aller Experimente und Heilmittel wird die Finanznoth immer größer und will sich die Baluta nicht bessern. Man hat einen Theil der Staatseisenbahnen an eine ausländische Gesellschaft verkauft, man hat den als tüchtigen Finanzmann bekannten Freiherrn v. Bruck in das Cabinet gerufen, und noch in diesen Tagen sind ein großer Theil der Staatsdomänen an Zahlungsstatt in den Besitz der Bank gegeben worden; aber es will Alles nichts helfen, und die Fortdauer des Krieges muß das Uebel nur verschlimmern, denn Oesterreich wird dadurch gezwungen sein, immerhin eine bedeutende Streitmacht auf dem Kriegsfusse zu halten. Hierzu kommt noch, daß durch die Wechselfälle des Krieges Oesterreichs glückliche Stellung in den Donaufürstenthümern gefährdet und sogar zu einer Quelle bedrohlicher Verwickelungen werden könnte, während, wenn man jetzt zu Friedensunterhandlungen gelangte, ein dem österreichischen Kaiserstaate günstiges Arrangement zu den Unmöglichkeiten nicht gehörte. Was endlich den Deutschen Bund anlangt, so ist dessen friedliche Gesinnung bekannt genug, aber freilich hat er in dieser großen europäischen Streitfrage ein entscheidendes Wort nicht zu sprechen.

Aber wir behaupten, daß auch in Frankreich und England das Bedürfnis des Friedens bis zu einem gewissen Grade vorhanden ist, so daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen bleibt, man

werde die Hand zu einem Uebereinkommen bieten, durch welches die von den Westmächten gestellten Bedingungen erfüllt würden. Im Allgemeinen wird man sich in Paris wie in London sagen müssen, daß das Kriegsglück immerhin ein wandelbares ist. Napoleon I. hat den Sieg und das Glück nicht dauernd an seine Adler fesseln können, und Napoleon III. wird es auch nicht vermögen. Das Kriegsglück kann auch den Russen wieder günstig sein und Gewonnene wieder verloren gehen. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint es am Ende aber immer besser, daß man das Gewisse dem Ungewissen vorzieht, und, wenn es sich thun läßt, man sich damit begnügt, als Sieger von Sebastopol den Frieden zu schließen. Hierzu kommt aber noch eine andere Erwägung. Wie außerordentlich große Geldsummen der orientalische Krieg bisher auch verschlungen hat, so ist doch mit Bestimmtheit vorauszusetzen, daß die Kriegskosten sich für die Verbündeten bei der Fortdauer des Krieges noch bedeutend vermehren werden. Bis daher war der Kriegsschauplatz auf den engen Raum bei Sebastopol beschränkt. Obschon beinahe 1000 Meilen von England und Frankreich entfernt, bot er gleichwohl den Vortheil, das Verstärkungstruppen, Munition und Proviant vom Absendungsorte an bis zum Kampfplatze ohne Aufenthalt zur See transportirt werden konnten. Von jetzt an wird der Krieg viel größere Dimensionen annehmen und viel größere Räume umfassen; man wird sich theilweise des theuern Landtransports bedienen müssen, was natürlich die Geldkosten bedeutend vermehrt. Was nun Frankreich besonders betrifft, so weiß man, daß die letzte Krieganleihe bereits beinahe wieder verbraucht ist und daß das Gouvernement sich in Verlegenheit befindet, wie neue Geldmittel beschafft werden sollen. Der Krieg giebt dem baaren Gelde einen beständigen Abfluß aus Frankreich, dessen Wirkungen sich schon in bedenklicher Weise in der Erhöhung des Zinsfußes und in dem Weichen der Course der Werthpapiere fühlbar zu machen anfangen. Hinter diesem Allen aber steht das furchtbare Gespenst der Theuerungsfrage. In England drücken die Kosten des Krieges vielleicht weniger, obwohl sie auch hier ein tiefes Loch in den Staatsschatz gemacht haben. Dagegen fängt die Rolle, welche England in militärischer Beziehung neben Frankreich einnimmt, allmählig für das englische Nationalgefühl peinlich und beschämend zu werden. Von der Schlacht